

Ofelias Geschichte der Wunder

Es war einmal eine sehr erfolgreiche deutsche Schriftstellerin, die fantastische Geschichten über alles liebte und auch selbst verfasste. Als Cornelia Funke (60) eines Tages von dem nicht minder bekannten und erfolgreichen mexikanischen Filmemacher Guillermo del Toro (54) gefragt wurde, ob sie zu seinem Oscar-prämierten Fantasy-Streifen „Pans Labyrinth“ (2007) ein Buch schreiben würde, dachte sie: unmöglich! Wie sollte sie dieses in Inhalt, Aussage und Form grandiose Opus – übrigens seit Jahren ihr Lieblingsfilm – in eine ausschließlich verbale Sprache umsetzen. Doch dann besann sie sich darauf, dass man zu so einer magischen Aufgabe nicht nein sagen kann. In Märchen funktioniert so etwas.

Und sie machte sich daran, „dieses bildgewaltige Meisterwerk in einen Teppich aus Worten zu verwandeln“. Nicht einfach so: Kein Wort aus dem Film sollte in ihrem Buch „Das Labyrinth des Fauns“ durch die Zeilen fallen. Aber ergänzen wollte sie, was cineastisch ohne Sprache auskommt. So schuf Funke zehn kleine Geschichten, sozusagen als Bindemittel, die den Hintergrund der Story um das Mädchen Ofelia erleuchten und Zusammenhänge deutlicher machen sollten. Und es gelang ihr ganz vorzüglich.

Herausgekommen ist ein Roman, der Fantasie und Wirklichkeit, Historie und Gegenwart miteinander verschmelzen lässt und den Lesern ganz nebenbei eine Lektion in Politik erteilt. Geeignet für jung und alt, männlich und weiblich und auch für jene, die den Märchen eher die Wirklichkeit vorziehen. Vielleicht öffnet ihnen Ofelias Geschichte ja die Augen dafür, dass auch die reale Welt voller Wunder steckt. Und leider auch voller Grausamkeiten.

Das muss die junge Ofelia erfahren, als sie 1944 mit ihrer hochschwangeren Mutter durch einen finsternen Wald fährt, zu ihrem brutalen Stiefvater, der ebendort als hochrangiger Offizier des spanischen Diktators Franco Widerstandskämpfer jagt und tötet. Ofelia sucht immer wieder Zuflucht im Wald. Dort hört sie Blätter wispeln und Bäume Geschichten erzählen. Sie sieht insektenartige Feen, die sie begleiten. Und ein gehörntes Wesen scheint geradezu ein Auge auf sie geworfen zu haben.

Unheimlich, faszinierend

Alles ist etwas unheimlich, aber auch faszinierend. Erst recht, als sie auf ein Labyrinth stößt, dass nach unten ins Erdreich führt. Und hier beginnt die zweite Erzählebene: Sie führt in ein unterirdisches Königreich, in dem Prinzessin Moanna aufwuchs. Ihre Neugier auf die Welt führte sie vor Hunderten Jahren nach oben. Seitdem ist sie verschwunden. Doch ihr Vater, der König, glaubt daran, dass ihre Seele unsterblich ist und lässt unermüdlich nach ihr suchen.

Die Autorin, deren Bücher bisher eine Gesamtauflage um die 20 Millionen erreichten und in 37 Sprachen übersetzt wurden, vermeidet geschickt den erhobenen moralischen Zeigefinger. Vielmehr überzeugt sie ihre Leser mit schöner Sprache und märchenhafter Symbolik von der menschlichen Verpflichtung, sich stets dem Bösen entgegenzustellen, auch wenn es große Opfer verlangen sollte: „Diese Botschaft war nie wichtiger, und sie ist so aktuell, wie sie es in der Zeit war, in der das Buch spielt.“

Frauke Kaberka



Cornelia Funke, Guillermo del Toro: Das Labyrinth des Fauns. Fischer, 320 Seiten, 20 Euro.



Bildband

Goethes Land, wo nicht nur Zitronen blühen

„Auch ich in Arkadien!“ Das sagte Johann Wolfgang von Goethe. Das sagte dann auch Helmut Schläiß, der 2014 die „Italienische Reise“ des Dichters abfuhr und ein „fotografisches Abenteuer“ erlebte. Herausgekommen ist ein grandioser Bildband, mit dem der Manesse Verlag

sein 75-jähriges Bestehen feiert (336 Seiten, 49,80 Euro). Es ist ja auch ein Geschenk, dieser querformatige Prachtband mit 125 brillanten Schwarz-Weiß-Aufnahmen jener Orte, die Goethe erkundete. „Früh drei Uhr stahl ich mich aus Karlsbad“, notierte der am 3. Sep-

tember 1786. Dann ging's ins Land, wo die Zitronen blühen. Und Fotograf Schläiß hinterher: auch zum Tempel der Konkordia (Foto). Ein traumhaftes Buch, Goethes „Italienische Reise“ ist mit abgedruckt und ein Nachwort von Denis Scheck. [jück/Foto: Helmut Schläiß](#)

An Leib und Seele verletzt

In ihrem neuen Roman „Denn es will Abend werden“ schreibt die Niederländerin Anna Enquist mit psychoanalytischer Glaubwürdigung von trauernden und suchenden Menschen. *Von Hans-Dieter Fronz*

Seit Anna Enquist 2001 bei einem Verkehrsunfall ihre Tochter verlor, ist das Schreiben für sie zu einem nicht unbeträchtlichen Teil Trauerarbeit und Selbsttherapie. Mindestens durchzieht seitdem das Motiv des Verlusts einer Tochter oder eines Sohns die Bücher der niederländischen Autorin – selbst über den Roman „Kontrapunkt“ (2008) hinaus, in dem die Parallelen zum persönlichen Schicksal Enquists besonders deutlich hervortreten. Die biofiktionale Trauerarbeit ist nicht abgeschlossen, geht weiter.

Auch im letzten, 2015 erschienenen Roman „Streichquartett“ findet sich das Motiv des Kindesverlusts. Die beiden Söhne von Carolien und Jochem kommen bei einem Busunfall ums Leben. Im gemeinschaftlichen Spiel im Streichquartett mit zwei Freunden suchen die kinderlos gewordenen Eltern den Verlust zu verarbeiten. Doch bei der Explosion auf dem Hausboot von Hugo – einem der vier –, wo sie sich zum Spielen treffen und sich bald in der Gewalt eines kriminellen Psychopaths befinden, wird das Quartett buchstäblich auseinandergesprengt. Nach dem schockierenden Ereignis sind die freundschaftlichen Bande zerrissen: Fortan versucht jeder, das traumatische Erlebnis auf eigene Faust zu verarbeiten.

Traumatische Erfahrung

Enquists neuer Roman „Denn es will Abend werden“ schreibt diese Geschichte fort. Die traumatische Erfahrung mit dem Psychopaths hat Jochem in eine gelinde Paranoia driften lassen. Sein Atelier für Geigenbau verlegte er vom Eigenheim am Stadtrand Amsterdams ins Zentrum, in ein Gebäude, das er zu einer Art Hochsicherheitstrakt mit Wächtern und Videoüberwachung ausbaut. Auch das private Heim stattet er mit einer



Die niederländische Autorin Anna Enquist. *Foto: Bert Nienhuis*

Alarmanlage und Eisengittern vor den Fenstern aus.

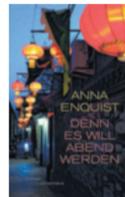
Wie sich selbst sperrt Jochem seine Frau in den Käfig oder „verrammelten Bunker“ – so erlebt Carolien seine Paranoia. Carolien ihrerseits hat sich, wie sie ebenfalls erkennt, „in Stillstand“ geflüchtet. Der kleine Finger, den ihr der Psychopath abhackte, dient der tief depressiven Frau als Vorwand, sowohl ihren Beruf als Hausärztin als auch das Cellospiel aufzugeben. Die Ehe der beiden an Leib und Seele verletzten Menschen steht auf der Kippe. Bald will Jochem einige Tage in der Woche im Atelier übernachten. Scheidung? „Das können wir uns später überlegen“, erwidert er auf ihre Frage.

Carolien entflieht dem Käfig des dominanten Gatten. Sie fliegt zu Hugo, der in China Klassikfestivals organisiert. In Shanghai lernt sie Max kennen und verliebt sich in ihn. Doch er verlässt sie – ein weiterer Tiefschlag, den sie dank der

lebenspraktischen Unterstützung von Corrie, Hugos chinesischer Assistentin, verwindet. Bei der Rückkehr nach Amsterdam nimmt sie erstaunt zur Kenntnis, dass sie sich gar „nicht so mies“ fühlt – auch wenn Max „mich abserviert hat und Jochem mir misstraut“. Auf dem Wege seelischer Genesung, fängt Carolien wieder an, Cello zu spielen.

Der Gerichtsprozess gegen den Psychopaths führt das Quartett erneut zusammen. Die alten Sympathien erwachen, und nach der Verhandlung sitzen sie im Restaurant zusammen. Am Ende des Buchs heben sie ihre Gläser und prostet sich zu: „Es ist vollbracht. Es ist gut.“ Der Schluss wirkt etwas übers Knief gebrochen.

Die 74 Jahre alte Anna Enquist erzählt ihre Geschichte glaubwürdig und psychologisch plausibel; nicht ohne Grund hat sie vor ihrer schriftstellerischen Karriere als Psychoanalytikerin gearbeitet. Die Zeitform des Romans ist das Präsens. Auktoriales Erzählen wird dabei von inneren Monologen und erlebter Rede überlagert. Doch diese Nähe zu den Figuren ist nicht immer von Vorteil. Stellenweise ist Enquist ihnen auch allzu nah – zumal dann, wenn sie im inneren Monolog ihre Konflikte und das Verhältnis zu ihrer Umgebung reflektieren und interpretieren lässt. So nimmt sie ihnen ein Stück weit ihr Geheimnis, lässt sie streckenweise plan und ohne Tiefe erscheinen.



Anna Enquist: Denn es will Abend werden. Übersetzt von Hanni Ehlers. Luchterhand Verlag, 288 Seiten, 22 Euro.

Ausgelesen

Plädoyer für Toleranz

Eine tote Prostituierte, Solidarität und Freundschaft unter Außenseitern, ein Plädoyer für Toleranz: **Elif Shafaks** Roman „Unerhörte Stimmen“ (Kein & Aber, 430 Seiten, 24 Euro) handelt von einem Mord und ist doch voller Leben. Es ist die Geschichte von Leila, die mit 17 Jahren aus Ostanatolien nach Istanbul geflohen ist. Schande habe sie über die Familie gebracht, hieß es. Dabei war es der Onkel, der das Mädchen missbraucht hatte und ihr einredete, sie habe ihn verführt. Als sie ausgerechnet seinen Sohn heiraten soll, läuft Leila davon. Doch in Istanbul zerplatzen die Träume der jungen Frau von einem glamourösen Leben schnell. Sie wird ins Bordell verkauft, erlebt brutale Freier, Dreck, Gleichgültigkeit und Verachtung. In „Unerhörte Stimmen“ erzählt Elif Shafak liebevoll das Schicksal der ermordeten Prostituierten Leila, und zwar als Parabel einer kaputten und heuchlerischen Gesellschaft. *ek*

Vergnügliches Reisebuch

Wie lebt es sich in der ostdeutschen Provinz? Der Journalist **Cornelius Pollmer** machte sich auf die Suche nach Menschen und Geschichten. „Heut ist irgendwie ein komischer Tag“ (Penguin Verlag, 235 Seiten, 20 Euro) ist ein vergnügliches Reisebuch über schräge Typen, ausufernde Dorffeste und Brüche in Biografien. Um an exotische Orte zu kommen, benötigte der Reporter nur den Regionalzug. Den „Prignitz-Express“ zum Beispiel. Da steht der Besucher aus dem lauten Berlin dann schnell auf stillen Dorfplätzen, blickt in schattige Alleen, und hinten funkelt das Sonnenlicht auf einem See. Menschen sieht er meistens keine. Die muss er hier schon suchen. Pollmer, 1984 geboren, machte sich auf, um auf den Spuren von Theodor Fontane den ländlichen Raum rund um die Hauptstadt zu erkunden. Er hat ein Faible für komische Leute und lässt auch so leicht keinen Kalauer aus. *ng*